

Amtliche Bekanntmachungen.

Regelung des Brot- und Mehlverbrauches

im Gebiete des Bezirksverbandes der
Königlichen Amtshauptmannschaft Schwarzenberg.

In Gemäßheit einer Verordnung des Königl. Ministeriums des Inneren wird folgendes bestimmt:

- a) Kinder unter 1 Jahr wie bisher 1 Pfd. Mehl über wöchentlich 1 Pfd. Brot oder 800 g Mehl.
 - b) Kinder im Alter von 1 bis zu 6 Jahren wie bisher 3 Pfd. Mehl über insgesamt wöchentlich 3 Pfd. Brot oder 900 g Mehl.
 - c) alle übrigen Personen statt bisher 4 Pfd. Mehl über wöchentlich 4 Pfd. Brot oder 1200 g Mehl.
 - d) 3 Pfd. Mehl über insgesamt wöchentlich 3 Pfd. Brot oder 900 g Mehl und 1 Markte über 1/2 Pfd. Mehl über 150 g Mehl mithin Markte über insgesamt wöchentlich 3 1/2 Pfd. Mehl über insgesamt wöchentlich 3 1/2 Pfd. Brot oder 1050 g Mehl.
- Die Rationierung der Brotration soll durch erhöhte Zuweisung von Zucker und Nährmitteln ausgeglichen werden.
- e) Hinsichtlich der Zuschläge an Zucker und Schwerstarbeiter, schwangere Frauen während der letzten 4 Monate ihrer Schwangerschaft und stillende Mütter verbleibt es bei der bisherigen Regelung.
 - f) Jugendliche Personen im Alter von 12 bis einschl. 17 Jahren erhalten — soweit sie nicht Schwerarbeiter sind — statt bisher 1 Pfd. Mehl über wöchentlich 1 Pfd. Brot oder eine Markte über wöchentlich 1/2 Pfd. Mehl über 150 g Mehl als Zuschlag, mithin Markte über insgesamt wöchentlich 4 Pfd. Brot oder 1200 g Mehl.

Die Neuregelung tritt mit der neuen Brotmarken-Vergütung in Kraft.

Die entgegenstehenden Bestimmungen des Bezirksverbandes Schwarzenberg vom 4. August 1917 treten mit diesem Zeitpunkt außer Kraft.

Schwarzenberg, den 18. Juni 1918.

Der Bezirksverband
der Königlichen Amtshauptmannschaft Schwarzenberg
Amtshauptmann Dr. Wilmmer.

Aue. Schmiermittel für die Landwirtschaft.

Alle Landwirte, die Bedarf an Motor- und Separatordiesel, wollen Anträge bis 24. Juni 1918 in unserer Polzeitanstalt — Zimmer 18 — stellen.

Aue, den 19. Juni 1918.

Der Rat der Stadt, Polizei-Abteilung.

Zur Riesenschlacht im Westen.

Im Kampf mit der Regimentsbesatzung von Reims.
Von der Westfront wird geschrieben: Schlag auf Schlag fielen die fortgeschrittenen Höhen, welche die Nord- und Westfront von Reims decken sollten. Am 29. Mai ist die Höhe genommen worden, am 30. Mai die Höhe von Petersberg. Hier leisteten die Kolonialtruppen, die Nordafrikaner der Regter, welche die Franzosen zur Verteidigung von Reims einsetzten, hartnäckigen Widerstand. Aber die schweren Artilleriegeschütze und die Artilleriefeuer der Franzosen, trotz der großen Schwierigkeit des Vorwärtsschreitens über das kriegsgeplagte Gelände brachten es den Deutschen fertig, in kürzester Zeit eine starke Artillerie, selbst Artilleriegeschütze, über den Grund des Aisnekanales hinwegzusetzen, die dann vor dem Infanterieangriff zu kurzem, aber schlagartig zusammengefaßtem konzentrischen Feuer gegen die von den Schwarzen behaupteten Stützpunkte eingesetzt wurde. Die französische Artillerie ist in den ersten Tagen des Durchbruchs so

verwirrt und durcheinander gekommen und ohne Orientierung, daß selbst die schweren Batterien vielfach unmitttelbar hinter der Infanterie aufzufahren konnten. So zerbrach das deutsche Feuer in kürzester Zeit die überaus starken Verteidigungsanlagen der Franzosen. Die Höhe von Champagne, die von zahlreichen starken Hindernissen hintereinander umgürtet ist, und unter deren Stütze die französischen Truppen tiefe Stollen gegraben hatten, wurde in einer halben Stunde Sturmreif geschossen. Der kleine Rieserwald, der die Höhe krönt, stürzte mit lautem Getöse zu einem unentwirrbaren Haufen gefällter Bäume und abgeschlagener Nester zusammen, zahlreiche Schwarze unter dem stürzenden Holz begrubend. So stark war der Eindruck auf die Ueberlebenden, daß sie zu einem ersten Widerstand nicht mehr fähig waren. In den ersten Junitagen zogen sich die Schwarzen in das sumpfige, buschbestandene Gelände der Weste zurück. In dem unübersehbaren Dickicht waren sie von der Artillerie schwerer zu fassen und fanden bessere Vorbereitungen für ihre gewohnte Kampfweise des Kleinkrieges und heimtückischen Ueberfalls. Aber die Truppe ließ sich nicht schrecken. Die Regimenter blieben den Schwarzen an der Klinge. Sie nahmen das in dem Dickicht eines verwilderten Parks liegende Schloss Marais und die umliegenden Farmen. Die Schwierigkeiten waren groß, der Grund sumpfig, das hohe Gras und dicke Buschwerk überall verdrachtet. Die Schwarzen wehrten sich verzweifelt. Es war ihnen gesagt, daß die Deutschen alle gefangenen Regter zu Tode marterten, und für den Fall des Verlassens ihrer Stellungen war ihnen Todesstrafe angedroht. So kämpften sie bis zum letzten Mann. Die von ihnen gehaltenen Gräben sind voller Toter. In ihren feldgrauen und halbbräunlichen Uniformen liegen sie faulenweise übereinander. Bei Schloss Marais wurden 120 Tote gezählt. In einem Graben südlich der Bastion Ferme kamen auf über 100 Tote nur 4 Gefangene. Alle List und Widsicht nützte den Schwarzen nichts im Kampf mit der Kraft und Gewandtheit der weißen Begner. Wo die Regter nicht durch Artillerie zu fassen waren, verstanden es kleinere Abteilungen immer wieder, die Stellungen der schwarzen Franzosen richtig zu packen. Am Aisne-Marne-Kanal kroch ein Kompaniechef mit sechs Mann und einem leichten Maschinengewehr durch eine Bilde in den französischen Stellungen, durchschwamm den Kanal und richtete von rückwärts, aus 30 Schritt Entfernung, ein verheerendes Feuer auf die Schwarzen, von denen kein Mann entkam. Alle Schwarzen führen die Coupe, das schwere Schlichtermesser der Wilden, und abgeschlagene Köpfe deutscher Soldaten beweisen, daß sie es auch gebrauchten. Die eingedrungenen Gefangenen waren größtenteils betrunken. Der französische Nationalstolz verließ sich auf den Besitz von Reims. Aber die Verteidigung der alten Krönungsstadt und der altherwürdigen Kathedrale durch die Schwarze wird auf ewige Zeiten ein Fleck auf der Wappentafel des französischen Heeres sein.

Französische Kultur.

In den langen Kriegsjahren sind bei uns schon viele Stimmen zu Worte gekommen, die von der unerhörten Behandlung der deutschen Kriegsgefangenen bei den Franzosen Zeugnis ablegten. Immer wieder erschienen sie als Belege dafür, wie tief der Unterschied festzustellen ist zwischen den hochtrabenden Phrasen von Menschenrecht und Zivilisation, wie sie von den Führern Frankreichs in die Welt posaunt werden, und ihrer Umsetzung in die Praxis bei der Behandlung der Kriegsgefangenen. Gerade hierin hätte der Feind Gelegenheit gehabt, seine wahrhaft vornehme Denkungsart zu beweisen, indem er die Behandlung der Kriegsgefangenen unter dem Vorwand gestellte, die wehrlos in seine Hand gegebenen Opfer des Krieges nur von einer weiteren Kampftätigkeit fernzuhalten, im übrigen aber als Menschen zu behandeln, die

Achtung verdienen, weil sie ihre Pflicht bis zu Ende taten. Statt dessen aber läßt der Feind an den Kriegsgefangenen seinen ohnmächtigen Haß gegen alles, was deutsch heißt, aus und macht ihnen die Zeit ihrer Kriegsgefangenschaft zu einer Hölle, die in der Art der angewandten Folter nicht hinter den schlimmsten Verbrechen der Inquisition zurückbleibt.

Alles, was wir bisher über diesen Feind, wird in Schatten gestellt durch die Veröffentlichungen der Ergebnisse des Deutnants von Schierhaedt von den Garde-Rastrieren, der Ende September 1914 in französische Kriegsgefangenschaft geriet, nachdem er mit seiner Patrouille drei Wochen lang hinter der französischen Front herumgetrieben war, ohne daß es ihm gelungen wäre, sich zu den deutschen Truppen durchzuschlagen zu können. Die Geschichte der Patrouille Schierhaedt hat seinerzeit die Öffentlichkeit in hohem Maße beschäftigt. Die Patrouille war, nachdem sie sich ergeben hatte, vor ein Kriegsgericht gestellt und wegen Plünderens in Banden auf französischem Gebiet zu hohen Strafen verurteilt worden. Die Verurteilten waren dann ins Gefängnis St. Rochus verbracht worden, und erst nach den ernstlichsten Maßnahmen der deutschen Regierung gelang es, die französische Regierung zur Aufhebung des ungesunden Urteils, zur Unterbringung der Patrouillenteilnehmer in Kriegsgefangenenlagern und zum Austausch des durch die Weiden der Kriegsgefangenschaft Körperlich und seelisch schwer erschütterten Deutnants von Schierhaedt zu veranlassen.

Erst jetzt, über 2 1/2 Jahre nach seiner Heimkehr, hat sich Deutnant von Schierhaedt entschlossen, seine Ergebnisse in einem kleinen Buche zu veröffentlichen. Nach seinen eigenen Worten veranlaßte ihn zu der Herausgabe des Buches der Gedanke, „daß es manchem Leser ein Ansporn zum Durchhalten sein könnte. Es soll als Beispiel im Kleinen dazu dienen und darüber aufklären helfen, daß unser Volk einem erbarungslosen Feind ausgeliefert sein würde, wenn es die Sterben verlor und nicht bis zu der Lösung ausharrte, die uns und späteren Generationen eine freie und gesicherte Zukunft vererbte.“

Was wir in dem Buche erfahren über das Befahren beim französischen Kriegsgericht, die Befandlung der vor Gericht stehenden Kriegsgefangenen von und nach ihrer Verurteilung, über Krankenbehandlung, Zustände in französischen Militär- und Zivilgefängnissen und im Irrenhause Montdebergues, ist haarsträubend, und man kann nach der Lektüre des Buches nur staunen, daß ein Mensch das alles hat ertragen können, ohne vollkommen zerbrochen zu werden. Ohne Zeugnis und Beweismaterial erfolgte die Verurteilung Schierhaedts zu fünf Jahren Zwangsarbeit und Degradation, während die übrigen Teilnehmer der Patrouille fünf Jahre Gefängnis und, soweit sie einen militärischen Rang bekleideten, Degradation publiziert bekamen. Schon vor der Verurteilung wurde Deutnant von Schierhaedt mit einem anderen Offizier der Patrouille zusammengepackt. In Einzelzelle, Kettengefesselt und während der Nacht, mußte der Verhaftete monatelang in Militär- und Zivilgefängnissen und im Irrenhause ausharren, der rohen Gewalt untergeordneter Gefängnisorgane preisgegeben, die die schlimmsten Foltermethoden anwandten, um ihren Grimm an ihrem wehrlosen Opfer auszulassen. Rohe Mißhandlungen an dem Gefesselten, brutale Qualereien, Anwendung des Zwangs, ja, sogar von Daumschrauben, wilde Schmähsungen, Befehle zu erniedrigender Tätigkeit waren tägliche Erscheinungen. Dazu kam der entwerdende Einfluß der Umgebung in Strafanstalten und Irrenhäuser.

Bei der Schilderung der Zustände in diesen Anstalten erhebt sich das Buch hinaus über einen einfachen Bericht der Erlebnisse eines Unglücklichen. Hier, wo auch das Verfahren der französischen Behörden gegen die eigenen Landleute zur Sprache kommt, wird das Buch eine wichtige Anklage gegen die Na-

Von einsamen Menschen.

Roman von Fritz Gahner.

„Ganz recht! Daher die Abendstimmung“, wiederholte Horst unbeherrht.
„Nebst dem“, fuhr er dann nach einem kurzen Schweigen fort, „bin ich beauftragt worden, nach Ihnen zu forschen und, sobald ich von Ihnen erfahren, darüber nach Beydorf zu berichten.“
„Ich möchte das nicht“, entschied Wolfgang.
„Wenn ich die Zeit für gekommen halte, werde ich schon selbst von mir hören lassen.“ Und in Gedanken sagte er hinzu: „Das möchte dir so passen, Gelegenheit zu einem Briefwechsel zu finden.“
Und der andere dachte: „Mir kann es recht sein wenn du verschollen bleiben willst. Ich werde mich hüten, gegen deinen Wunsch zu handeln.“
Dann sagte er: „Wie Sie wollen.“
Die zuletzt zwischen ihnen gewechselten Worte hatten jetzt gesehrt geklungen. Nun bemühten sie sich, wieder den alten gleichgültigen Ton zu finden.
Horst sprach von seinem Bilde weiter und erzählte, daß es im nächsten Frühjahr auf die Ausstellung schicken sollte, zu der diesjährigen im Herbst bekäme er es nicht mehr fertig.
„Ja, ich denke, das Bild ist fertig?“ warf Wolfgang verwundert ein.
„Fertig? Raum im Größten. Höchstens das Gesicht Fräulein Wolkmanns. Alles andere bedarf noch der strengsten, kritischsten Durchsicht. Ich habe noch Monate undurch zu tun.“
„Während dieser Stunden des Tages würde er Rottrauts süßes Gesicht auf der Leinwand sehen! Wolfgang lächelte, wie bei diesem Gedanken ein Zittern durch seinen Körper lief. Er hatte nichts. Nur die Erinnerung an sie. Und dieser, der andere, der sie auch liebte, besaß

ihre Bild in aller Ehre und Fröhlichkeit und um es zu sehen, hatte er zuerst ihr Gesicht gemalt.“
„Genügt das Bild in seiner jetzigen Ausführung für eine Ausstellung nicht?“ fragte er ganz verzweifelt mit vor Erregung heiserer Stimme.
Reimarus lächelte. „Nicht im geringsten. Ganz und gar nicht, wenn man sich einen Preis damit erringen will.“
„So, einen Preis?“
„Ja, einen Preis! Dies Bild soll mich bekannt und berühmt machen. Es ist meine ganze Hoffnung und bedeutet meine ganze Zukunft.“
„Sol? Weiter kam nichts mehr über Wolfgangs Lippen. Aber in seinem Hirn rasten die Gedanken durcheinander und überstürzten sich. . . . Also Rottrauts Bild sollte ihn berühmt machen! . . . Und da hätte er sich auf die Leinwand stürzen mögen, um sie zu zerreißen, zu vernichten, mit den Fäßen zu zertrümmern. . . . Bis auf Rottrauts süßes Gesicht. Das hätte er mitgenommen.“
Und doch stand er, äußerlich ganz ruhig, auf und ging bis zum Fenster, als müsse er einen möglichst großen Raum zwischen sich und das Bild legen.
Bis zum Frühjahr war noch über ein langes halbes Jahr. Berühmt konnte er bis dahin noch nicht sein. Aber er beschloß in diesen Sekunden, alles daran zu setzen, es zu werden. Noch ehe das Bild die Ausstellung sah, mußte er nach Beydorf reisen können, um sagen zu dürfen: Ich bin noch nicht, Rottraut. Aber ich habe die Gewißheit, daß ich etwas werde. Warte noch zwei Jahre oder drei oder vier. Warte, warte! . . . Warte auf mich, bis ich dich heimholen kann. Ja, willst du warten?
Und sie würde entgegnet: Ich will warten; denn ich glaube an dein Können und liebe dich.
Ja, so würde sie sagen! . . . Wolfgang klammerte sich an diese Hoffnung mit der ganzen Kraft seiner Seele und lächelte leise-glücklich. . . .
Wachte der andere malen, malen. Bis zur Fertigstellung des Bildes konnte er auch nur hoffen.
Aber nun nicht länger in diesem Raum weilen müssen. Fort, nur erst fort!

„Wollen Sie mir nicht sagen, wo ich Ihr Fräulein Schwester finde?“ fragte er hastig und trat vor.
„Sie wollten doch ihre Rückkehr hier erwarten?“
„Ich sagte so. Aber ich habe mich nun anders entschlossen.“
„Wie Sie denken“, gab Horst lächelnd zurück.
„Das Reimwaldsche Konservatorium ist Ostpligier-Strasse 54.“
„Ich danke.“
Sie reichten sich zum Abschied nicht die Hand, sondern verbeugten sich, ohne ein Wort zu sprechen, nur still und lächelnd gegeneinander. Es war beiden nicht länger möglich, sich anders zu geben, als sie empfanden.
Und als Wolfgang die Treppen hinabstieg und Horst wieder vor seinem Bilde stand, dachten beide:
„Von heute ab sind wir Feinde. Und wir werden uns aus dem Wege gehen.“
Und beide nahmen sich vor:
„Ich will sie mir erringen mit aller Treue und mit allem Fleiß. Sie besitzen zu dürfen, ist ein ganzes Leben wert.“

Eleonore war nämlich überrascht, als sie Wolfgang vor dem Eingang zum Konservatorium wartend fand.
„Sie hier?“ konnte sie nur erstaunt fragen.
„Ich habe meinen Entschluß geändert“, entgegnete er ausweichend. „Verzeihen Sie!“
Sie fragte nicht nach dem Grunde und schritt an seiner Seite die Straße hinab. Aber sie vermochte nicht gleich zu sprechen, obwohl sie eine frohe Neugierigkeit mitzutönen hatte. Als sie dann sagte, daß Professor Werten sich bereit erklärt habe, Wolfgang zu hören, tat sie es nicht mit der freudigen Erregung, die sie noch eben empfunden hatte. Es war etwas wie Reiz auf ihre Stimmung gefallen.

Fortsetzung folgt